

Ein Haus zum drin Wohnen

Mein Umbau mit Beate Schnitter

Martin Lehmann

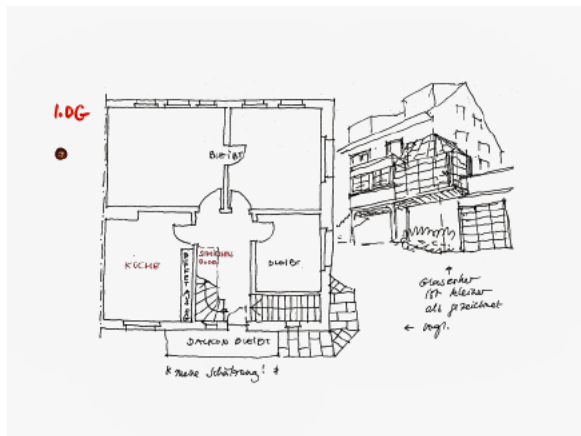
Im Jahr 1987 wurde der Plan, mein Elternhaus in Itschnach zu übernehmen, konkret. Wir wohnten da seit 1955. Weil meine Eltern die lebenslange Nutzniessung für die unteren beiden Stockwerke bekamen, war ein «sanfter» Umbau fällig, der aus dem bisherigen vierstöckigen Einfamilienhaus ein Mehrfamilienhaus für zwei, optional drei Parteien machen sollte. Die Bausubstanz ist alt, auf dem Kachelofen in der Stube steht die Jahreszahl 1770, das Geburtsjahr Beethovens. Im Haus gab es neben den Umbauten sehr viel zu erneuern: Die Elektrokontrolle hatte meinen Eltern längst ein Ultimatum gestellt, die Wände waren seit Jahrzehnten nicht mehr gestrichen worden und verschiedene sanitäre Anlagen plus Kochherd und Waschmaschine mussten dringend ersetzt werden. Alles in allem eine anspruchsvolle Aufgabe!

Bekantschaft über die Musik

Bei der Suche nach einem geeigneten Architekten bzw. einer Architektin für den Umbau fiel meine Wahl schnell auf Beate Schnitter. Sie wohnte 300m entfernt in Itschnach und war mir über die Musikerkreise, in denen ich verkehrte, bekannt.³ Beate Schnitter galt als erfahrene Expertin für Heimatschutz, eine ideale Voraussetzung für den Umbau und die Renovation eines Altbaus mit historischem Charakter.

Die «Inszenierung» beginnt

Die Zusammenarbeit mit Beate Schnitter begann wie bei einer Theaterinszenierung: Als Regisseurin «las» sie zuerst unser Haus, hörte sich unsere Wünsche und Bedürfnisse an und griff dann zum Bleistift. Sie machte als Architektin alles noch «von Hand». Es folgte eine Phase des Brainstormings, das von Skizzen begleitet wurde und sich für den Anfang auch jenseits der baupolizeilichen und finanziellen Realitäten bewegen durfte.



Ungebaut: Modell «Rucksack» mit Treppenhaus aussen. Es lag jenseits der lokalen Bauvorschriften und des finanziellen Rahmens für den Umbau.
Zeichnung: Beate Schnitter



Gebaut: Der Erker im bestehenden seeseitigen Anbau als Lichtquelle für den neuen Raumteil im Kellergeschoss. Planung: Beate Schnitter, Foto: Martin Lehmann

Wie sie in der Musik die schrägsten zeitgenössischen Werke schätzte, liess sich Beate Schnitter auch beim Bauen nicht von dogmatischen Konventionen einengen. Im Dachstock entfernten wir die Decke zum Estrich und vereinten ihn zu einem einzigen, grossen Raum mit freiliegenden Dachbalken. Als sich nun herausstellte, dass der First nicht waagrecht verläuft, plante Beate Schnitter den Boden parallel dazu, also mit derselben Neigung in Richtung Zürichsee. Dies schlug den ersten Handwerker, einen Bodenmacher, in die Flucht, weil ein schräger Fussboden gegen seine Regeln der Kunst versties. Auch ein weiterer türmte, als sich seine Vorstellungen über die Abdichtung der Terrasse nicht mit denjenigen von Beate Schnitter deckten. Die Auswahl der Handwerker war insofern schwierig, als ich als Bauherr nur ungiftige Materialien und Farben wünschte und wir bei den Offerten die jeweils kostengünstigsten Firmen wählten. Dies brachte es mit sich, dass die

Bauhandwerker von überall herkamen und bisher nicht zusammengearbeitet hatten – ein erschwerender Umstand bei der Bauführung. Die Bauzeit zog sich entsprechend lange hin, Beate Schnitter und ich übten uns gemeinsam in Geduld. Gifffreies Bauen ist erfreulicherweise in der Zwischenzeit zur Regel geworden und wird heute auch vom lokalen Gewerbe angeboten.

Im Inneren des Hauses

Eine sichere Hand bewies Beate Schnitter bei innenarchitektonischen Details. Gemäss ihren denkmalpflegerischen Prinzipien setzte sie sich für die Beibehaltung bisheriger Raufasertapeten ein, liess die im Hochparterre entfernten Dielen aus Pitchpine in den oberen Stockwerken als dunkle Streifen im tannigen Boden wieder einbauen und wehrte sich für die alten hölzernen Treppengeländer. Die offen gelegten Dachbalken liess sie nur mit Salmiak abreiben, so dass sie heute hell wirken (unser Maler wollte sie dunkel beizen wie in einer Alphütte), und das bisherige Holztäfer im Dachstock erhielt eine hellblaue Lasur, die das Holzmuster durchscheinen lässt, was dem Raum eine lichte und «positive» Atmosphäre gibt. Wir sind ihr heute noch dankbar für diese Entscheide, die, wie ich erfuhr,

den baulichen Traditionen in unserem Land nicht widersprechen. Die Muster der Keramikfliesen am Boden und an den Wänden im neu erstellten Badezimmer zeichnete Beate Schnitter selbst, ein farblich und geometrisch gelungenes Kunstwerk! Funktionales Denken bestimmte ihre Planung: Wie arbeiten und leben die Menschen in diesem Haus? Ich erinnere mich an den oft geäusserten Begriff «Nähzimmer». Und zum Beispiel auch an ihre Beschreibung des Weges, den ein wütendes Kind nimmt, nachdem es seine Zimmertüre zugeknallt hat.

Unerwartetes

Ein altes Haus ist voller Überraschungen, wenn man es umbaut. So erwies sich der erwähnte Badezimmerboden als nicht mehr tragfähig und musste neu eingezo-gen werden. Eine Mauer, die wir durchbra-chen, war aus Bollensteinen in Zyklopen-grösse gebildet. Auf dem Dach mussten viele Biberschwanz-Ziegel ersetzt und die Lukarnen neu abgedichtet werden. Alle Fenster und drei Aussentüren wurden er-setzt. Bei einigen Materialien entschied ich mich für Dauerhaftigkeit trotz höherem Preis, z. B. Granit bei den Abdeckungen in den beiden Küchen und Kupfer für die Dachrinnen. Dies alles trieb die Baukosten in unerwartete Höhen. Heute bin ich froh, dass ich die effektiven Umbaukosten erst im Nachhinein kannte – ich hätte zu diesem Preis das Abenteuer nicht begonnen!



Modell «Crescendo»: Die dunklen Pitchpine-Riemchen aus dem Hochparterre wurden im Dachgeschoss in den hellen Boden aus Tanneholz eingesetzt. Der Abstand wird von hinten nach vorne immer grösser. Idee: Beate Schnitter, Foto: Martin Lehmann

Erfolgreiche «Aufführung»

Das umgebaute Haus bot meinen Eltern einen komfortablen Lebensabend und uns und den Kindern ein geliebtes Zuhause. Sie freuten sich, dass im Dachstock die Glasmurmeln von selber in Richtung Zürichsee rollten.

Durch den Gemeinderatsbeschluss vom 3. März 1988 wurde das Haus samt seinem Innenausbau als Schutzobjekt von kommunaler Bedeutung eingestuft und unter Denkmalschutz gestellt. Es bildet einen Teil des Dorfbilds von Itschnach und ist im Innern ein Zeuge des 18. Jahrhunderts und im Äusseren des 18. und 20. Jahrhunderts. Für den Verzicht auf weitere Umbauten wurde ich von der Gemeinde mit einem grosszügigen Betrag entschädigt, was mir die hohe finanzielle Last etwas erleichterte. Beate Schnitter gestattete mir obendrein, ihr Architektenhonorar in dreissig Monatsraten abzuzahlen. «Meine Altersrente», scherzte sie.

Der Verzicht auf weitere Ausbauten oder einen kompletten Neubau schmerzt mich überhaupt nicht. Häuser sind meiner Meinung nach zum Wohnen da und nicht zum Spekulieren. Durch die Verdichtung im Inneren wurde in Zeiten eines knapper werdenden Angebots zusätzlicher Wohnraum geschaffen. Beate Schnitter hat den Hausumbau nachhaltig konzipiert, ihr «Regiekonzept» ist aufgegangen.



Das Haus am Eingang des Dörfli Itschnach.
Foto: Martin Lehmann



Die Inschrift auf dem Kachelofen. Foto: Martin Lehmann

Anmerkungen

- ¹ Barbara Altwegg wuchs in Zollikon auf. Musik galt viel in ihrer Familie: Der Grossvater, Staatsanwalt, spielte als Laienzuzüger im Tonhalle-Orchester Zürich unter Richard Strauss, und ihr Vater, in leitender Stellung bei der SKA, spielte 40 Jahre lang Bratsche mit denselben Freunden in einem Laienstreichquartett. Entsprechend der Familientradition erlernte Barbara Altwegg das Geigenspiel bei Tatjana Schibler und Brenton Langbein. Beruflich wurde sie Therapeutin der Psychomotorik. Mit ihrem Mann, dem Cellisten Raffaele Altwegg, wirkte sie mit in Canberra (Australien) beim Aufbau der jungen National Music School. Nach ihrer Rückkehr gründete und leitete Raffaele Altwegg die Musikschule Zollikon – noch neben seinen Konzertauftritten. Dem Ehepaar wurde eine Tochter und ein Sohn geschenkt. Nach dem Tod ihres Gatten 1999 fand Barbara Altwegg in Küsnacht-Itschnach eine neue Heimat.
- ² Beate Schnitter verfasste über die Kriegszeit den Artikel «Als Ausländerkind im Küsnacht der Kriegsjahre» im Küsnachter Jahrbuch 1996, Seite 30 ff.
- ³ Ottavio Corti von den Kammermusikern Zürich war mein Lehrer bis zur Reifeprüfung an der Musikhochschule Zürich, und der Geiger Brenton Langbein dirigierte die Orchesterschule der Kammermusiker, ein Streichorchester, dem ich als Jugendlicher von 1968 bis 1974 angehörte und das mir damals die entscheidenden Impulse für die Wahl des Musikerberufs vermittelte. Zum Kreis der Freunde der Kammermusiker Zürich, welche zu unseren Konzerten kamen, gehörte auch Beate Schnitter.